

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 15 (1911-1912)
Heft: 7

Artikel: "Vom Himmel gefallen!"
Autor: Lampert, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auf's Schlachtfeld gefolgt und hier ihre segensreiche Tätigkeit entfaltet hatten.

Doch dem Übelstand sollte abgeholfen werden. Mit beweglichen Worten entwarf der Kriegskorrespondent der „Times“ ein ergreifend Bild von der Notlage der verwundeten und kranken Soldaten draußen im Feld. Und seine Schilderung schließt der zu Herzen gehende Appell: „Sind denn keine selbstlosen Frauen unter uns, die geeignet und willig wären, hinauszuziehen, um im Osten, in den Spitälern von Skutari unsere kranken und leidenden Soldaten zu pflegen? Sind keine Töchter Englands in jetziger Stunde äußerster Not bereit zu solchem Dienst der Barmherzigkeit? Frankreich hat seine barmherzigen Schwestern in großer Zahl entsandt; sie stehen eben zu dieser Stunde am Bett der Verwundeten und Sterbenden und spenden, was Frauenhand allein zu spenden vermag an Trost und Erquickung. Müssen wir so weit hinter Frankreich zurückstehen in Selbstaufopferung und Hingebung, in einem Werke, welches Christus in besonderem Maße segnen will, wie wenn es ihm erwiesen? „Ich war krank und ihr habet mich besucht.“ (Forts. folgt.)

„Vom Himmel gefallen!“

Von Oberstudienrat Prof. Dr. Kurt Lampert, Stuttgart.

Allerlei Vorstellungen bald poetischer, bald realistischer Art verbindet die geschäftige Phantasie mit den leuchtenden, das Firmament im nächtlichen Dunkel durchziehenden Erscheinungen, die die Wissenschaft als kleine und kleinste Weltkörper erkannt hat, die bei ihrem Eintritt in die Atmosphäre der Erde durch die Reibung in Glühen geraten und oft auch, von der Erde angezogen, als Meteore auf diese niederfallen. „Sternschnuppen“ nennt der deutsche Sprachgebrauch die winzigen Himmelskörper, Meteore die größeren; wir wissen, daß es feste Gebilde sind, und die chemische Analyse hat uns ihre Zusammensetzung kennen gelehrt.

Der Volksglaube weist aber auch noch anderen Vorkommnissen himmlischen Ursprung zu. Plötzlich findet sich irgend ein Ding auf dem Erdboden, von dem kein Mensch weiß, woher es gekommen ist. Man kennt nicht seine Entstehungsurache; sein plötzliches Vorhandensein kann unmöglich mit rechten Dingen zugehen; also sagt man: es ist vom Himmel gefallen. Die Erklärung ist ebenso einfach wie plausibel.

Da finden wir auf unserem Spaziergang gelegentlich auf dem Erdboden, auf Wiesen und Feldern, in der Nähe von Teichen, aber auch weit weg im Wald eine farblose oder bläulichweiße gallertige Masse, bald kleiner, bald größer, oft faustgroße Klumpen bildend, teils flüssig, teils zäher, gelatinös und von flebriger Beschaffenheit. Die Tatsache, daß sich diese Gebilde ganz plötzlich an Stellen finden, wo sie sicher kurz vorher nicht vorhanden waren, genügt dem Volke, um diese Gallerte vom Himmel gefallen sein zu lassen. In grob-realistischer Vorstellung verbindet der Volks-

glaube sie mit dem Sprachgebrauch: „ein Stern hat sich geschneuzt“, und bezeichnet sie direkt als Sternschnuppe. Dieser Glaube herrscht bei fast allen Völkern Europas und Nordamerikas, denn wie die Deutschen von „Sternschnuppenmaterie“ sprechen, so auch der Engländer und Amerikaner von „star shot jelly“. Die Bezeichnung Sternschnuppen- oder Meteor-gallerte hat auch in die Wissenschaft Eingang gefunden unter dem lateinischen Namen Tremella meteórica alba, und hier und da haben selbst Gelehrte eine Lanze für den kosmischen Ursprung dieser rätselhaften Materie einzulegen versucht.

Im allgemeinen wird wohl heute niemand mehr ernstlich glauben, daß diese Gallertmasse mit Meteoriten zu tun haben könne. Aber um was handelt es sich dann?

Am leichtesten könnte man an bestimmte Algen denken. Unter dem Namen der Rostokazeen, besonders Arten der Gattung Nostoc, faßt der Botaniker Gallertalgen zusammen, deren schlüpfrige, rundliche oder auch wellig krause Arten auf Wiesen, Moos, Heide u. s. w. im trockenen Zustande dem Wanderer freilich meist entgehen. Bei Regen aber quellen sie bedeutend auf, und wo vielleicht wenige Stunden vorher der Spaziergänger nichts auffälliges bemerkte, findet er nun eine gallertige Masse von bedeutendem Umfang — natürlich ist sie vom Himmel gefallen! Der Botaniker belehrt ihn leicht eines besseren.

Von den Rostokazeen unterscheiden sich die eingangs geschilderten Gallertmassen ganz wesentlich. Es fehlt ihnen deren derbe Konsistenz und statt schwärzlichgrün sind sie weißlich; gelegentlich finden wir auch einmal schwarze Punkte in ihnen verstreut. Was ist mit dieser merkwürdigen Substanz anzufangen?

Lange hat es gedauert, bis diese Frage durch den berühmten Naturforscher Carl Ernst v. Bär im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts wenigstens mit einer positiven Angabe beantwortet wurde. Die Antwort war freilich merkwürdig genug. Nach Bär sind diese Gallertmassen nichts anderes, als aufgequollene Eileiter des Frosches. Je mehr Kunde von Meteorogallerte untersucht wurden, desto mehr fand die anfangs mit großem Kopfschütteln aufgenommene Ansicht Carl Ernst v. Bärs Anhänger, und heute dürfte ihre Richtigkeit allgemein anerkannt sein.

Bekanntlich stellt der Laich von Fröschen eine Masse schwarzer Körner, der Eier dar, deren jedes von einer Gallerthülle umgeben ist. Diese Gallerthülle wird von den Eileitern geliefert und zeichnet sich durch ihre große Quellfähigkeit im Wasser aus. Werden die Eileiter eines Frosches vor der Eiablage herausgenommen und ins Wasser gelegt, so zeigen sie die gleiche Eigenschaft. Böttcher von Dorpat, der hierüber genauere Untersuchungen anstellte, fand z. B., daß die frisch präparierten Eileiter eines Frosches im Mittel 9,3 Gramm wogen; nachdem sie über 1 Liter Wasser eingesogen hatten, betrug ihr Gewicht im Mittel 1025 Gramm. Mit der Zeit zerfließen die Eileiter unter unangenehmem Geruch. Dies ist auch bei der Sternschnuppengallerte der Fall; häufig zeigt sich bei dieser die zerfließende Masse von Pilzfäden durchsetzt, die dann wiederum Veranlassung gaben, diese „Sternschnuppen“ dem Pflanzenreich zu überweisen.

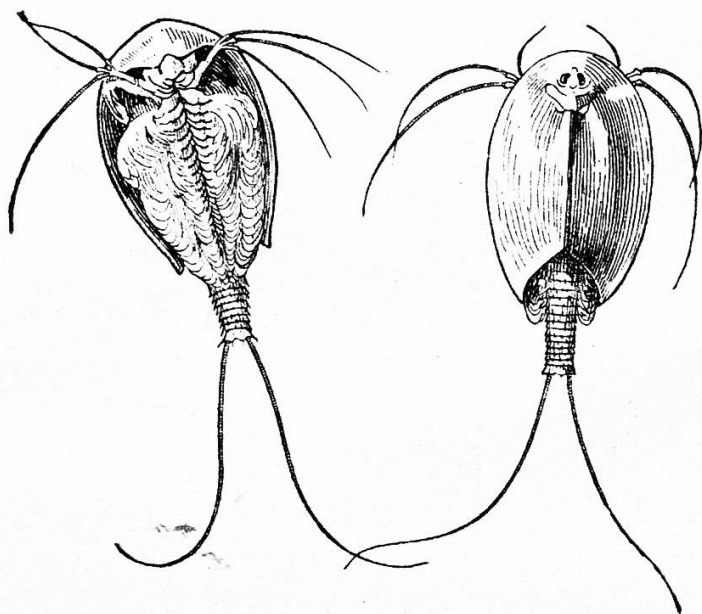
Wird die Sternschnuppengallerte in noch verhältnismäßig frischem Zustand gefunden, so kann die Untersuchung ihre wahre Natur meist ein-

wandfrei ergeben. Cohn beschreibt einen Fall, bei dem in der gallertigen Masse noch die darmartigen Windungen der Eileiter zu erkennen waren und sich, solange die Substanz nicht zu sehr zerseht war, wurstähnliche Gallertstücke von 1 cm Länge herauspräparieren ließen. In einem anderen Falle fanden sich in der Gallerte Fleischstückchen, Hautseken und Gefäßneße vom Frosch; in zwei Fällen lagen neben der Gallerte die kaviarähnlichen Eiermassen des unbefruchteten Eierstockes vom Frosch — wohl der sicherste Beweis ihres Ursprungs —, und den gleichen Fund machte ich bei einer vor Jahren untersuchten Meteorgallerte.

Ist nun unzweifelhaft festgestellt, daß es sich bei der Meteorgallerte um Froscheileiter handelt, so ergibt sich von selbst die Frage, wie diese dorthin gelangen, wo sie gefunden werden. Tatsächlich wurde in einigen Fällen einwandfrei beobachtet, daß die angeblichen Meteormassen aus der Luft fielen; die überwiegende Mehrzahl von Funden der Meteor-

gallerte ist allerdings auf dem Boden gemacht worden. Wir können uns alle diese Funde nicht anders erklären, als daß Tiere, die Frösche gefressen hatten, deren Eileiter wieder ausgespien haben.

Ist die Meteorgallerte tatsächlich aus der Luft gefallen, so kann es sich natürlich nur um Vögel handeln. Wir kennen eine Anzahl Vögel, die die unverdauten Reste ihrer Nahrung wieder ausspeien, so z. B. die Raubvögel, sowohl die Tagraubvögel, wie die Eulen, aus deren „Gewölle“ man genau die Nahrung der Vögel feststellen kann. Wir wissen



Apus caneriformis Schaeffer.
a von unten, b vom Rücken.

ferner, daß diese Vögel, wenn sie angegriffen oder erschreckt werden, ihre Nahrung wieder ausspeien, so der Fischreiher. Dieser kommt besonders bei dem Forschen nach der Entstehung der Meteorgallerte in Frage. Wir wissen heute ganz bestimmt, daß der Fischreiher, ein so gefährlicher Fischräuber er auch ist, und so schädlich er besonders in der Nähe von Fischteichen und Forellenbächen sein kann, sich auch von Fröschen, ja selbst Mäusen nährt, vielleicht in viel höherem Maße, als wir denken. Während die übrigen Teile des verschlungenen Frosches verdaut werden, veranlaßt die starke Quellung der Froscheileiter den Vogel, sich ihrer wieder zu entledigen.

Gegen die Herkunft der rätselhaften Gallerte vom Fischreiher könnte sprechen, daß die Meteorgallerte besonders im Winter gefunden wird, also in einer Jahreszeit, da die Reiher weggezogen sein sollen. „Sollen“; denn wir wissen heute, daß durchaus nicht alle Reiher wegziehen; so ist von der berühmten Reiherhalde bei dem württembergischen Örtchen Morstein im obern Jagsttal bekannt, daß einzelne dieser Vögel auch im Winter da-

bleiben. Wahrscheinlich halten sich bei uns im Winter auch Reiher auf, die von Norden hergezogen sind, und denen im Vergleich zu ihrer sonstigen Heimat schon unser winterliches Klima für einen Winteraufenthalt gut genug erscheint. Jedenfalls steht die Tatsache fest, daß die Zahl der im Winter bei uns befindlichen Reiher nicht gering ist.

Neben dem Reiher könnten auch die Raben in Betracht kommen. Gleich dem Reiher wissen auch diese schlauen Vögel die Frösche aus ihrem Winterquartier im Schlamm hervorzuholen. Als dritter Freund von Froschnahrung ist der Iltis zu nennen, der mit solcher Vorliebe den Fröschen nachstellt, daß Melzheimer sogar von einem Iltis berichten kann, der sich unter dem Eis hin eine Röhre zu einem Sumpf gemacht hatte, um aus diesem Frösche herauszuholen.

Wenn die Frage nahe liegt, warum im Sommer weniger Gallertmassen gefunden werden, während doch zu dieser Zeit sich den Froschvertilgern in tausend und abertausend Fröschen reichlich der Tisch deckt, so mag Cohn recht haben mit der Annahme, daß das Quellvermögen der Gileiter naturgemäß kurz vor der Eiablage am größten ist, während es nach dieser verschwindet oder wenigstens abnimmt, so daß im Sommer die Gileiter der verzehrten Frösche verdaut werden. Es kommt auch hinzu, daß im Winter die Gallertmassen leichter zur Beobachtung gelangen, als im Sommer, wenn Graswuchs und Buschwerk den Boden mehr verhüllen als im Winter.

Wie bei der Meteorgallerte, finden wir auch bei einer anderen Erscheinung, die sich das Volk nicht zu erklären vermag, in der Zusammensetzung mit Meteor den Hinweis auf den angeblich kosmischen Ursprung, nämlich bei dem sog. „Meteorpapier“.

Sind infolge anhaltender Regengüsse Wiesen längere Zeit überschwemmt gewesen und tritt plötzlich starke und länger währende Sommerhitze ein, so findet sich nicht allzu selten der Boden überzogen mit einer filzartigen, gelbbraunen Masse, die verbliebenem grobem Schreibpapier ähnelt. Sie läßt sich in großen Stücken gleich einem Tuch abziehen, und häufig sieht man, wie das kräftig sprossende Gras ganze zusammenhängende Flächen dieses Filzes in die Höhe hebt, oder auch den Filz durchbricht, so daß die feinen grünen Spitzen lebhaft von dem grauen „Papier“ abstechen. Schon eine oberflächliche Untersuchung ergibt, daß dieser Filz, den das Volk als Meteorpapier bezeichnet, aus verfilzten Algenmassen besteht. Waren die Wiesen längere Zeit überschwemmt, wie wir dies im regnerischen Sommer 1910 erlebt haben, so siedeln sich Algen, besonders die langen Fadenalgen oder Konferven, auf ihnen an, ein dichtes Gewirr unzähliger Fäden bildend und als schmutzig-grüne Massen das Sumpfwasser überziehend und erfüllend.

Bei plötzlichem Austrocknen bilden sich dann diese zusammenhängenden filzigen Massen. Durchmustern wir sie genauer, so finden wir natürlich noch eine Menge anderer Algen, besonders auch die zierlichen Schalen der Kieselalgen oder Diatomeen; in einem kleinen Stückchen Meteorpapier konnte ich viele Arten dieser reizenden einzelligen mikroskopischen Algen zählen. Daß das Meteorpapier immerhin nicht gerade sehr häufig auftritt, erklärt sich nach Frank daraus, daß notwendig mehrere Bedingungen für seine Entstehung zusammentreffen müssen: Auftreten kräftiger Algen, wie

es eben die Konferven sind, rasches Abnehmen der Wasserfläche infolge starker Sommerhitze und ein die Feuchtigkeit nicht lange zurückhaltender Boden, so daß die zurückbleibenden Konferven austrocknen können, bevor sie sich zersetzen.

Was fällt nicht noch alles vom Himmel!

In einer seiner geistreichen Blandereien, in denen Wilhelm Bölsche dem für Naturwissenschaften sich interessierenden Laien so viel des Wunderbaren aus dem Reiche der Natur zu erzählen weiß und hierdurch tatsächlich Tausenden eine neue Welt erschlossen hat, beschäftigt er sich mit den in der Wissenschaft unter dem Namen *Apus* (siehe die Abbildung) bekannten Krebs und bezeichnet ihn geradezu als den Krebs, „der vom Himmel fällt“.

Im August des Jahres 1821 wurden in Wien von Marktweibern gar seltsam aussehende, 40—50 mm große Tiere zum Verkauf angeboten. Sie bewegten sich lebhaft im Wasser und sollten nach Angabe der Verkäuferinnen mit dem einige Zeit zuvor niedergegangenen, ungewöhnlich schweren Regen vom Himmel gefallen sein. Den meisten schien dies sehr glaubwürdig, denn die Tiere hatten eine ganz absonderliche, nie gesehene Gestalt und fanden sich in ungeheuren Mengen in Pfützen und Regengläschen, „an deren Stelle kaum zwei Wochen vorher staubige Straßengräben und mit dürrem Gras bedeckte Mulden zu sehen waren.“ Das Interesse an dem merkwürdigen Geschöpf war bei den Wienern so groß, daß der damalige Kustos am K. K. Naturalienkabinett sich zu einem belehrenden Aufsatz in der „Zeitschrift für Kunst und Literatur“ veranlaßt sah. Underthalb Jahrzehnte vor ihm wendete ein Größerer sein lebhaftestes Interesse dem *Apus* zu. Dem Altmeister Goethe wurde ein solches Geschöpf gebracht. Bölsche erzählt uns ausführlich, wie ihm in der Betrachtung des Tieres auch für das Tierreich seine Lehre bestätigt erschien, daß alle verwickelten Teile nur Differenzierungen eines Urschemas seien, daß aus dem einfachen Grundtypus des Beinglieds durch den Bedarf die mannigfache Komplikation der Gliedmaßen sich ergibt und wie Goethe der Auffindung des *Apus* einen breiten Raum in den „Tages- und Jahreshften“ gönnte.

Daß das Goethe überbrachte Tier vom Himmel gefallen sei, schien unzweifelhaft, denn obwohl er einen Speziestaler für ein zweites Exemplar bot, blieb es bei dem einen; nie mehr bekam der naturphilosophierende Dichtersfürst einen zweiten *Apus* zu Gesicht.

Er war trotzdem vielen Zoologen voraus, denn man darf wohl sagen, daß ein großer Teil von diesen keinen lebenden Riesenfuß, wie der merkwürdige deutsche Name des Tieres lautet, erblickt hat.

Allerlei Absonderlichkeiten in Gestalt, Auftreten, Lebensweise und Entwicklung vereinen sich bei diesem zur Ordnung der niedern Krebstiere gehörigen Wesen. Mit keinem andern Tiere des Süßwassers hat der *Apus* Ähnlichkeit; wir müssen uns des marinen riesenhaften Molluskenkrebsses erinnern, um unter den Lebewesen der Jetztzeit ein ihm ähnliches zu finden. Dem alten trefflichen Regensburg'schen Pfarrherrn und Zoologen Schäffer, der die Zugehörigkeit des *Apus* zu den Krebsen erkannte, fiel diese Ähnlichkeit auch sofort auf, während der Straßburger Fischer Baldner, dem wir ein vorzügliches Buch über die Wassertierwelt der Umgebung von Straßburg verdanken, den *Apus* als eine „frembde Fisch-Laup“ einführt. Die ganze

Rücken- und Bauchseite des Tieres ist von einem gewölbten Schild bedeckt, der auch die Augen trägt; nach hinten ist er verschmälert und gekielt und am Hinterrand tief ausgeschnitten. Am Vorderende ragen drei lange Fäden jederseits über den Schalenrand hinaus, die dem ersten Beinpaar angehören; die übrigen Beinpaare bekommen wir erst zu Gesicht, wenn wir das Tier umdrehen. Dicht aneinandergereiht stehen 30—40 Beinpaare von der charakteristischen Gestalt der zweispaltigen Beine der Blattfüßer oder Phyllopoden; gegen das Hinterleibsende zu laufen die beiden Reihen immer schräger und mehr nach einwärts. Der über den hinteren Schildrand hervorstehende, aber gliedmaßenlose Hinterleib endet in zwei lange Schwanzfäden. Die zahlreichen Füße sind in ständiger rascher Bewegung, so daß, wie Schäffer sagt, „einem das Gesicht im Zusehen ganz vergehet.“

Ein solch auffälliges Geschöpf und noch dazu von der oben erwähnten beträchtlichen Größe kann niemanden verborgen bleiben, der sich mit dem mannigfaltigen Getier des Süßwassers beschäftigt; nicht dem Zoologen, der hier bestimmten Tieren und der Lösung interessanter Fragen nachgeht, nicht dem Aquarianer, der sich aus Teich und Tümpel Futter für seine Fische holt, nicht dem umherstreifenden Jungen, der im Frühjahr arme Wasserjalamander fängt und in geheuchelter Unkenntnis der Fischereigesetze Krebslöcher visitiert. Und doch erregt der Fund des Riesenfußes immer wieder Aufsehen; immer wieder ist das Tier unbekannt.

Der Hauptgrund ist, daß es nicht zur ständigen Wasserfauna gehört; es fehlt Bächen, Flüssen, Seen und Teichen. In rasch wieder verschwindenden Tümpeln, in Pfützen und Lachen, die ihr Dasein starken anhaltenden warmen Regengüssen verdanken, da erscheint auf einmal der Apus zu Dutzenden und Hunderten. Rasch wächst er heran, und wenn dann der Tümpel unter den glühenden Strahlen der Sonne austrocknet, dann spielt sich ein Stück Urgeschichte vor unseren Augen ab: die Tiere sterben ab, ihre Körper betten sich in den weichen Schlamm, der bald zu festerem Lehm wird, und dann beginnt die Versteinerung! In ähnlicher Weise sind uns aus früheren Perioden unserer Erde in oft erstaunlich feiner Weise die Überbleibsel der zartesten Lebewesen erhalten geblieben.

Dazu kommt das sporadische Auftreten des Apus. In dem einen Jahr erscheint er massenhaft in irgend einem Tümpel, um hernach für lange Jahre wieder aus der Gegend zu verschwinden. Es sind sehr wenig Orte, wo er sich wenigstens mit einer gewissen Regelmäßigkeit findet. Goßberg in Franken, wo der treffliche Zoologe R. Th. C. v. Siebold seine Forschungen am Riesenfuß sechs Jahre hindurch anstellte, ist ein solcher Ort; in ähnlicher Weise tritt in einem Lehmteümpel bei Kornwestheim in der Nähe von Stuttgart das Tier jährlich mit einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn auch nicht mit Sicherheit auf.

Diese Eigentümlichkeit des Riesenfußes, sich selten zu machen, hängt auf das engste mit seiner Fortpflanzungsgeschichte zusammen. Bei den häufigsten unserer kleinen Süßwasserkruster, den Wasserflöhen oder Daphnien, wechseln in regelmäßiger Folge sich rasch entwickelnde Eier, die sogenannten Sommer- oder Subitaneier, ab mit Winter- oder Latenzeiern, die — meist den Winter über — eine längere Ruhezeit durchmachen. Bei dem Apus nun finden wir nur Dauereier; alle Eier bedürfen einer längeren Ruhepause, ehe sie zur Entwicklung gelangen. Dafür aber haben sie die

Fähigkeit, außerordentlich lang die Entwicklungsmöglichkeit zu behalten; man hat aus Schlamm mit Alpus-Eiern, der schon über zwei Jahrzehnte in Sammlungen lag, noch die Tiere gezüchtet. Augenscheinlich gehört das Zusammentreffen ganz bestimmter Faktoren — eine vielleicht in engen Grenzen sich bewegende Temperatur, starke Feuchtigkeit — dazu, die Entwicklung einzuleiten. Erwähnen wir noch, daß die Entwicklung des Riesenfusses parthenogenetisch (ohne Befruchtung des Eis durch den Samen) vor sich geht, und daß die Entdeckung der viel selteneren Männchen eine gewisse Rentenarfeier bildete, indem sie ein Jahrhundert später als die Entdeckung der Weibchen erfolgte, so ist wenigstens das Wesentlichste von dem merkwürdigen Tier gesagt.

Es ist unmöglich, in dem kurzen Rahmen einer derartigen Skizze all den verschiedenen Auffassungen des Volkes nachzugehen, die uns da und dort bei besonderen Erscheinungen entgegentreten. Gern würden wir noch erzählen vom Blutregen und Froschregen, von den vom Himmel gefallenen Getreidekörnern und ähnlichen Dingen. Wir wollen uns aber diesmal mit dem Angeführten begnügen, um vielleicht ein andres Mal auf ähnliche Erscheinungen zurückzukommen.

Das Diplom.

Von Ad. Hölst.

Soeben

Wurde ein Brief bei mir abgegeben
Mit sieben Siegeln, schwarz wie die Mohren.
Es ist auch ein amtlich Schreiben gewesen
Und war folgendermaßen zu lesen:

„Euer Hochwohlgeboren!

Dem Umstand gemäß und in Anbetracht
dessen,

Daß Sie unsere Daseins-Interessen
Stets mit Wärme und Würde vertreten,

Die Jugend belehrt

Und über unseren sittlichen Wert
Eine rückständige Menschheit aufgeklärt,
Auch unverdrossen

Bei Ihren weniger begabten Genossen
Zur Wintersnot

Um reichlich Körner, Kuchen und Brot
— Sei es nun öffentlich oder privat —
Für unsere hungrigen Schnäbel gebeten,
Und so in der Tat

Eine unerfetzliche Singvogelart
Vor dem Eingehn und dem Aussterben
bewahrt —

Haben wir feierlichst hiermit beschlossen

Und machen es männiglich bekannt,
Daß wir Sie zum Ehrenbürger ernannt.“
— Hier kam ein Klecks

und ein Schnabel voll Sand —

„Gegeben im Kirschbaum der Meiner
Chaussee.

Der Vorstand. Der Ausschuß.

Das Wahlkomitee.

Piep Maß,

Erster Vortschilcher und Überspatz.“

Dann kam noch ein Satz:

„Wir erwarten,

Daß sie mehr Obstbäume pflanzen im
Garten

Und — der Form wegen —

Diverse Erdbeerbeete anlegen.

Auch waren die Trauben, rechts an der
Mauer,

Recht klein lehtjährig und bei weitem zu
sauer!

Ein übles Gewächs!

Dies wäre zu ändern.

191

D. O.“

Sand

Klecks.